

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 50. Bromberg, den 1. März 1929.



(14. Fortsetzung.)

13.

Sohr saß in seinem Arbeitszimmer mit aufgestütztem Kopf. Ihm gegenüber saß Heinz Liebetrau.

Der hatte etwas auf dem Herzen. Das sah man ihm an. Er getraute sich aber nicht. Er hatte schon „rund um das Parlament" geredet, wie Sohr zu sagen pflegte, wenn einer das Thema umschrieb und die Tür nicht fand, zu der es heraus und hinein ging und erzählte eben wieder etwas von „peinlicher Verlegenheit" und „Nichtumhinkönnen", als Sohr die stützende Hand auf den Tisch fallen ließ.

Das nahm Heinz als Unwillen auf und kam ganz aus dem Geleise.

„Nun rücken Sie mal raus mit Ihrem Anliegen, Heinz. Sie stottern nun schon zehn Minuten an einer sehr wenig erfreulichen Vorrede herum. Mich brauchen Sie nicht zu präparieren, ich bin immer aufnahmefähig, selbst für die übelsten Dinge."

Da gab sich Heinz einen Ruck. Sohr hatte recht. Wozu die Umschweife!

„Ich muß Klage führen gegen Claus", sagte er. „Er beträgt sich nicht so wie er sollte."

„Immer dasselbe Lied", dachte Sohr, sagte aber nichts, sondern brannte sich eine Zigarre an.

„Ich bitte mich nicht falsch einzuschätzen, Herr Sohr", motivierte Heinz. „Ich habe Mädchen auch gern und gebe auch sehr gern Geld aus, aber ich weiß, wie weit ich zu gehen habe. Claus ist verlobt. Ich bin es meiner Schwester schuldig, daß ich zu Ihnen komme und Sie unterrichte."

„Freut mich, daß Sie da sind. Nun beginnen Sie aber endlich mit dem Unterrichten. Was Sie bis jetzt sagten, weiß ich zum großen Teil. — Rauchen Sie, bitte! Hier sind Zigaretten. Und trinken Sie einen Curacao", — er schenkte zwei Gläschen voll — „vielleicht geht es dann besser. Ich bin nicht für Drumherum, sondern für Geradezu. Wenigstens in wichtigen Dingen. — Pröstchen!"

Sie tranken.

„Noch einen?" fragte Sohr.

„Nein, danke! Es geht schon." — Und nun wurde Heinz deutlich. „Claus arbeitet nicht mehr. Seit vier Wochen war er nicht mehr im Kolleg. Er trinkt. Er spielt. Er macht Schulden. Er bezahlt sie nicht. Er vertröstet und macht ein Loch mit einem anderen zu. Er schreibt sogar quer."

Da sprang Sohr auf. Sein fahles Gesicht wurde erdig, sah graugelb aus wie Straßenstaub. Er drückte die Hand aufs Herz, japste zweimal nach Luft, sagt „Uff" und setzte sich wieder.

Heinz war erschrocken.

„Was ist Ihnen, Herr Sohr", fragte er bestürzt. Und Sohr sagte:

„Nichts! Ich bin voller Freude, wie Sie sehen. Erzählen Sie weiter." — Er besann sich. — „Oder besser: reden wir von anderem."

„Entschuldigen Sie, Herr Sohr, nur das möchte ich noch bemerken, daß Claus außer für Ellis Kuppke auch sehr viel für Frau Wetter übrig zu haben scheint."

„Kennen Sie Frau Wetter?" fragte Sohr.

Die Frage kam so unvermittelt, daß Heinz rot werdend verneinte.

„Na [illegible] — Ich trage da keine Bedenken", erklärte Sohr. „Sehe nichts Schlimmes dabei. Im Gegenteil, seine [illegible] Er befindet sich dort in anständiger Gesellschaft und außer jeder Gefahr."

Heinz war erstaunt. Er hatte eine andere Antwort erwartet.

„Sie wissen um diese Besuche?" fragte er zögernd.

Sohr bejahte.

„Frau Wetter hat mich unaufgefordert davon unterrichtet. Hat mich auch über die Ursache aufgeklärt."

Das war alles so sonderbar gesagt, so wie „rühr-nicht-daran", mit einem Unterton von Grollen in der Stimme. Heinz getraute sich kaum zu bitten:

„Wenn Sie mich diese Ursache wissen lassen wollten! — Zu meiner Beruhigung nur, Herr Sohr," setzte er schüchtern hinzu.

Der sah ihn finster an, stand auf, ging einige Male im Zimmer auf und ab, blieb vor ihm stehen.

„Ich bin — unfreundlich zu Ihnen, Heinz," sagte er. „Ich weiß es Sie verdienen diese Unfreundlichkeit nicht. Aber seit einem halben Jahre höre ich nun die Schreckensrufe: Claus — Claus — Claus! Täglich höre ich sie. Zum Verzweifeln ist das. Und nun kommen auch Sie noch! Sie, der Sie mit ihm zusammen sind, der Sie in ein verwandtschaftliches Verhältnis zu ihm treten wollen, der Sie der Bruder seiner Braut sind. Schockschwerenot! Ich an Ihrer Stelle! Wissen Sie, was ich getan hätte? — Jeden Tag angerempelt hätt' ich ihn, jeden Tag coram publico beleidigt. Er hätte mir die Freunde auf die Bude schicken müssen jeden Tag. Und verbläut hätt' ich ihn daß man vor lauter Heftpflaster keinen Kopf gesehen hätte. — Und das Frauenzimmer?!" — Er machte seine wegwerfende Bewegung. — „Was hätt' ich mit dem gemacht? Bestimmt hätt' ich mich zwischen die Beiden gestellt. Aber Sie? Nichts! Absolut nichts! Und sind doch ein Kerl wie ein Baum. — Da muß eine Frau kommen. Diese Frau! Grete Wetter! Und muß das versuchen, was Sie hätten tun sollen, aus freien Stücken versuchen, weil sie an seine Braut dachte und ihn für jenes unmögliche Mädchen zu gut hielt. Das sind die Tatsachen! Nun beruhigt, mein Lieber?"

Heinz war es. Er war beschämt.

„Sie brauchen den Kopf nicht hängen zu lassen," tröstete Sohr. „Ich war genau so lasch in dieser Sache wie Sie. Ich habe ihn zu hoch eingeschätzt, glaubte, er würde selbst zur Einsicht kommen. Irrtum! Morgen kommt er heim."

Heinz stotterte etwas wie „unmöglich" und Sohr mußte lachen über das verzweifelte Gesicht, das zu ihm aufblickte.

„Einmal müssen wir ganze Arbeit machen, Heinz. Verlumpen soll er nicht. Es wird ihm gut sein, wenn er Berlin entzogen ist."

Damit war der Fall Claus abgetan. Das entscheidende Wort war gefallen. Ein Zurück gab es nicht mehr.

Aber wenn auch ein Lachen über Sohrs Züge gegangen und seine Stimme freundlicher geworden war, so grollte es doch in ihm. Die Gefühle waren in Aufruhr. Das Herz tat ihm weh.

Er mußte allein sein.

„Wollen Sie mir einen Gefallen tun?" fragte er Heinz.

„Aber gern," erwiderte der.

„Und nicht böse sein?"

„Bestimmt nicht!"

„Dann adieu, mein Junge. Begrüßen Sie meine Frau und wenn Sie nach Hause kommen, empfehlen Sie mich den Ihrigen."

„Ich komme nicht nach Hause, Herr Sohr. — Meine Eltern würden fragen. Ich will nicht lügen."

„Also bleibt die Sache unter uns?"

„Ja!"

„Dann Dank. Besonderen Dank! — Ich werde sie in Ordnung bringen."

*

Heinz war gegangen. Sohr war allein. Er saß wieder am Schreibtisch mit aufgestütztem Kopf.

Das Schicksal drehte das Rad. Oben war unten. Es schien eine Pause zu machen. Die Pause schien lang werden zu wollen.

Es würde auch wieder hinaufgehen, das Unten Oben werden. Gewiß! Aber wann? Und ob man es erlebte?

Seit jenem Rennen in Leipzig war man nicht mehr der Sohr von früher. Man hatte seinen Knacks weg und mußte ihn verbergen, um die, die einem lieb waren, nicht zu beunruhigen.

Und gerade jetzt hätte man ein intaktes Herz gebrauchen können.

Mechanisch legte Sohr Briefbogen und Umschlag zurecht. Mechanisch griff er zur Feder.

Er schrieb:

„Lieber Claus!

Heimkommen! Morgen! Für immer! Du übernimmst Großsteinau. Erwarte Dich mit dem Abendzug. Sollte ich Dich vergeblich erwarten, trage ich Dich von Berlin nach Finkenschlag. Ich hoffe, Du kennst

Deinen Alten."

Dann kuvertierte er den Brief, adressierte ihn und trug ihn selbst nach dem Kasten.

*

Sohr ging über die Felder, hinüber nach Großsteinau.

Es war schon dunkel. Über den Wiesen lagen leichte Nebelschwaden. Laub fiel. Die Luft war feucht und kühl. Herbst!

„Wie in mir," dachte er. „Dann kommt der Winter und alles ist kalt und tot. Wir sind gewesen. Nur wenn Werke von uns zeugen, haben wir gelebt."

Stimmungen hatten ihn beschlichen. Die Stunde der Zweifel und des Verzagtseins, die auch dem Stärksten nicht erspart bleibt, wandelte ihn an. Er schritt schneller aus. Nicht lange hielt er das Tempo. Es ging nicht! Das Herz zwang und hemmte.

„Dann nicht," dachte er wieder, „ich komme auch so hinüber" und ging langsamer.

Als die dunklen Umrisse des Steinauer Schlosses vor ihm auftauchten, kam ihm Hannjörg Hinzelmann in Sinn. Der gute Alte!

Was würde aus dem werden, wenn „der Herr" nicht mehr war. Für ihn mußte auch noch etwas getan werden, um ihm den verdienten ruhigen Lebensabend zu sichern. Überhaupt: Vieles war noch zu tun. Es war alles noch ein Werdendes, der Kreis nicht geschlossen.

Bei Hannjörg brannte Licht. Sein Zimmer lag im Verwaltergebäude, einem langgestreckten Bau, der das Herrenhaus flankierte.

Sohr trat ein.

Hannjörg sah den Gast wie einen Geist an.

Der Schein der Lampe blendete Sohr. Er zwinkerte. Dann rieb er sich die Augen.

Hannjörg, der im Abendblatt gelesen hatte, schob die Brille auf die Stirn. Er wollte aufstehen.

„Bleib sitzen, Hannjörg," sagte Sohr und Hannjörg sagte: „Wie siehst du aus! Allmächtiger! Wie der Tod!"

„Das macht das Licht," entgegnete Sohr und setzte sich Hannjörg gegenüber an den Tisch. „Was passiert in der Welt?" fragte er, auf die aufgeschlagene Zeitung deutend.

„Immer dasselbe," sagte Hannjörg. „Und was ist dir passiert, daß du so spät noch zu mir kommst?"

„Passiert? Nichts! Ich wollte dir nur sagen, daß Claus morgen hier eintrifft. Meine Frau wird jedenfalls vorher herüberkommen, um sein Zimmer zu richten."

„Hm," machte Hannjörg. „Hübsch von deiner Frau. Und ich soll ihr helfen?"

„Wenn du willst," sagte Sohr abwesend und starrte in die Flamme der Lampe.

Hannjörg ließ ihn gewähren. Nicht lange! Er sah ihm aufmerksam ins Gesicht. Das war wie ein Buch. Dort konnte er lesen.

„Du denkst ein ernstes Kapitel, Sohr," begann er nach einem Weilchen. „Wenn dein Herz voll ist, schütt' es aus."

„Ach laß," antwortete Sohr müde und erhob sich. „Ich will wieder heim. Nur das eine noch, Hannjörg: Paß' mir auf den Jungen auf. Er hat ein weites Herz und Sophi ist seine Braut."

„Gute Nacht, Sohr," sagte der Alte warm. „Und werd' ruhig. Es kommt nichts so schlimm als wir glauben. Ich hab' die Augen offen."

„Treue Seele!" — Das sagte Sohr ganz laut, als er im Heimschreiten an den Alten dachte.

*

Carla stand unter dem Torbogen der Hofeinfahrt, als Sohr zurückkam. Sie wartete auf ihn. Man hatte ihr gesagt, der Herr habe einen Brief weggebracht und sei dann nach Großsteinau zugegangen.

„Wo war mein großer Junge?" fragte sie glückerfüllt, als sie seiner ansichtig wurde.

„Ich habe den kleineren Jungen zurückgerufen," scherzte er und faßte sie unter. „Nun ist dein Wunsch erfüllt. Laß' uns im Zimmer darüber reden. Die Leute brauchen nicht —"

Er sprach den Satz nicht zu Ende und Carla wußte, daß da Unerfreuliches vorausgegangen war.

„Irgend etwas vorgefallen?" fragte er beiläufig.

„Wetter war hier."

„Welcher?"

„Erich! Er will wiederkommen."

„Betrunken oder nüchtern?"

„Nüchtern."

„Dann kann er kommen."

Im Flur vertauschte Sohr das Jackett mit der Hausjoppe und folgte Carla, die ihm im Zimmer schon den Sessel an den Ofen gerückt hatte. Auch den Rauchständer hatte sie bereitgestellt.

„So mein Lieber," sagte sie, „nun mache es dir bequem und erzähle."

Sohr drückte sich behaglich in die Polster und streckte die Glieder.

„Weiß Gott," sagte er, „ihr Frauen in eurer Betulichkeit, seid das einzige Lebens- und Erstrebenswerte auf Erden."

„Wenn du dich darauf besinnst, Sohr, muß es hart gewesen sein, was dich heute betroffen hat."

„Das war es! Viel Neues, nur Unangenehmes!", erklärte er. „Unser Junge macht in Geldgeschäften."

„Verstehe ich nicht."

„Er schreibt quer!"

„Um Gottes willen!"

„Leider! — Wechsel werden immer nur kurz vor Schluß geschrieben. Ich möchte das Ende nicht sehen, deshalb rief ich ihn zurück. Morgen wird er da sein. Er übernimmt Großsteinau. Ich war drüben und habe Hinzelmann unterrichtet. Du wirst ihm vorher dort die Zimmer in Ordnung bringen lassen müssen. Hier, in Finkenschlag, will ich ihn nicht haben. Er soll Verantwortung tragen lernen."

Carla sah ihrem Manne lange nach. Es war Schweigen zwischen beiden. Was litt er um diesen Jungen, der nicht sein Junge war!

Leise fragte sie: „Bist du ihm sehr böse, Fritz?"

Sohr blickte von seinen Händen auf, die er sinnend betrachtet hatte.

„Ich bin nicht erfreut über ihn", sagte er, „aber böse — nein! Enttäuscht, das ist wohl der richtige Ausdruck für mein Empfinden. — Doch das tut jetzt nichts zur Sache. Wir dürfen es nicht zum zweiten Male falsch machen."

„Wie meinst du das?"

„Als wir sahen, daß ihm Berlin nicht bekam, mußten wir ihn ohne jede Rücksicht zurückrufen. Das haben wir unterlassen. — Jetzt setzen wir ihn nach Steinau. Dort soll er wirtschaften. Mit wem? — Hast du dir das überlegt?"

„Es ist doch Personal genug vorhanden."

„Schon!" sagte Sohr. „Personal! Ja! Aber da gehört eine Frau hin. Er ist noch nicht verheiratet. Wer soll dort die Frau vertreten bis dahin? Sophi kann es doch wohl nicht gut."

„Nein," sagte Carla und überlegte.

Sie ließ die Frauen und Mädchen, die auf Steinau Dienst taten, im Geiste an sich vorüberziehen und fand keine, die geeignet gewesen wäre, dem großen Betriebe vorzustehen. Bisher hatte man sich notdürftig beholfen. Alle Dispositionen waren von Finkenschlag aus erfolgt. Das konnte ja jetzt nicht mehr sein.

Verlegen hob Carla die Schultern.

Plötzlich straffte sie sich. Vom Hofe her wurden Schritte laut.

„Ich wüßte eine," sagte sie rasch und deutete nach der Tür. „Seine Frau!"

„Grete Wetter?!"

Das Mädchen meldete.

„Einen Augenblick," sagte Sohr.

„Ich vertraue ihr, Fritz", drängte Carla. „Sie ist die einzige, die in Betracht kommt."

Da sagte Sohr zum Mädchen: „Ich lasse bitten," und Erich Wetter trat über die Schwelle.

Er war nicht betrunken, sah gut aus, nur ein finsterer Zug lagerte auf seinem Gesicht. Der machte es drohend und wild. Die Stimme klang rauh und gepreßt, als er grüßte.

Sohr sah daß jener sich Zwang antat und stellte sich dementsprechend ein.

„Entschuldigen Sie, wenn ich störe," sagte Wetter.

Sohr kam ihm entgegen.

„Das tun Sie nicht, Herr Wetter," versicherte er liebenswürdig. „So sind Sie gerngesehen. Bitte, nehmen Sie Platz. — Was bringen Sie mir Schönes?"

„Geld!" stieß der andere zwischen den Zähnen hervor, und zog ein Bündel Scheine aus der Tasche.

„Geld?" fragte Sohr. „Ich wüßte nicht, daß Sie mir etwas schuldig wären."

„Das Geld bringe ich Ihnen! Dieses Geld, das Sie meinem Bruder für mich gaben. Ich will es nicht! Da!" — Er warf die Scheine auf den Tisch.

Carla erschrak vor diesem verhaltenen Wutausbruch. Sohr lachte schallend auf.

„Glänzend ist das!" rief er. „Einer, der kein Geld will! Sie muß ich mir genau ansehen" — und war mit einem Male todernst. — Er trat ganz nahe vor Wetter hin. Breit, wuchtig! Überragte ihn fast um Haupteslänge. Wußte, daß jener aus einem schmutzigen Verdacht heraus handelte. Tauchte seine großen, flammenden, graublauen Augen in die dunklen des anderen. Bohrte sich durch diese Augen in seine Seele.

Und Wetter wurde angst.

Drohend, dunkel und schwer fiel ihm die Frage in das Gewissen:

„Warum — wollen Sie — das Geld nicht?"

Der andere schwieg. Trat einen Schritt zurück.

„Reden Sie!" donnerte ihn Sohr an. „Es ist leicht, Mut markieren. Haben muß man ihn."

„Ich — ich — kann nicht!" stotterte Wetter.

(Fortsetzung folgt.)

Der Zinshahn.

Von Wilhelm Frerking.

„Er springt wie ein Zinshahn", so hört man zuweilen sagen, um die wilden Bewegungen eines aufgeregten Menschen zu kennzeichnen. Meistens wird diese Redensart gedankenlos nachgesprochen, ohne daß man sich über den Sinn den Kopf zerbricht.

Ein Zinshahn ist keineswegs eine besondere Art des Hühnergeschlechts, sondern ein ganz gewöhnlicher Hahn, der als „Zins", nämlich als Abgabe, vom zinspflichtigen Bauern dem Grundherrn geliefert werden mußte.

Bis zum Jahre 1807 waren die meisten Bauern irgendeinem weltlichen oder geistlichen Machthaber „erbuntertänig" und in vielen Dingen von ihm abhängig. Wenn auch nicht geradezu Leibeigene, waren sie doch an die Scholle gebunden, durften ohne Zustimmung ihres Patrons nicht heiraten, mußten zu bestimmten Zeiten auf seinem Hofe und Felde für ihn „roboten", das ist Fronarbeit verrichten, und vom Ertrage der eigenen Wirtschaft regelmäßig Abgaben an Korn, Vieh und anderen Erzeugnissen liefern. Das war der „Zins" — vom lateinischen „census" = Abgabe —, und dafür genossen die Erbuntertänigen in unruhigen Zeiten den Schutz des Grundherrn.

Ein solcher Schutz war wohl nötig zu einer Zeit, als durch Fehden und Raubzüge der Großen im Lande die Sicherheit des Bauern oft schwer gefährdet wurde, weil ihn auf seinem Hofe nicht Mauern, Wälle und Gräben beschirmten wie den Bürger in der Stadt oder den Ritter auf seiner Burg.

Als später die Zustände besser wurden und Überfälle mit Raub, Mord und Brand nicht mehr an der Tagesordnung waren, brauchte der Bauer freilich nicht mehr den Schutz des Grundherrn, aber die Abhängigkeit, das Roboten und der Zins blieben bestehen. Erst durch das vom Freiherrn Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein ausgearbeitete Edikt vom 9. Oktober 1807 hob der König die Erbuntertänigkeit der Bauern in Preußen auf.

Zu den üblichen Gegenständen des Zinses hatten auch die Hähne gehört, das waren die „Zinshähne". —

Aber warum läßt die Redensart den Zinshahn „springen"? Auch das hat historischen Grund.

Die Zinslieferung suchte der Bauer sich natürlich so leicht wie möglich zu machen, brachte deshalb, wenn es sich um Hähne handelte, möglichst junge Tiere. Das führte dahin, daß zuweilen Tierchen zum Vorschein kamen, die erst vor kurzem die Eierschalen abgestreift hatten. Solche waren natürlich kein begehrenswerter Braten für die Tafel des Edelmanns oder der Klosterherren. Deswegen wurde die Bestimmung getroffen, daß die Zinshähne soweit herangewachsen sein mußten, um ohne Hilfe aus einem „Himten", dem damaligen, etwa dreißig Liter fassenden Getreidemaße, herausspringen zu können. Das war die Probe auf ihre Zulässigkeit, und davon ist die noch heute gebräuchliche Redensart abgeleitet.

Gefahren im Hause.

Wovor die Hausfrau sich und die Ihren hüten muß.

Vor längerer Zeit war einmal in der Berliner Zentrale der Hausfrauenvereine eine lehrreiche Ausstellung zu sehen über die gesundheitlichen Gefahren, denen eine Hausfrau in der Ausübung ihres vielseitigen und schweren Berufes ausgesetzt ist. Daß es ausgesprochene Berufskrankheiten der Hausfrau gibt, unter denen Rheumatismus und Unterleibsleiden — verursacht durch häufigen Temperaturwechsel und mangelnde Blutzirkulation an erster Stelle stehen, ist leider noch immer nicht genügend bekannt, sonst würden die Hausfrauen selber mehr zur Bekämpfung und Verhütung dieser Leiden tun können und auch tun. Aber auch sonst sind es der Gefahren ungeahnt viele, die die Hausfrau bei ihrem Wirken bedrohen, und diese erstrecken sich z. T. auch auf ihre Angestellten und ihre Familie. Bei vielen alltäglichen Verrichtungen lauert die Gefahr im Hintergrunde, und die Hausfrau sollte sich über diese Gefahren klar sein und von Anfang an das Notwendige und Richtige zu ihrer Verhütung tun, ehe noch Schaden entstanden ist. Nehmen wir nur einmal einige der täglich vorkommenden hauslichen Arbeiten aufs Korn. Da liest man z. B., daß Hausfrauen oder Hausangestellte beim Gardinenaufstecken, Wändeabfegen, Fensterputzen u. dgl. von der Trittleiter stürzen und sich nicht selten schwere Verletzungen dabei zuziehen! Man sollte sich deshalb vor dem Besteigen der Leiter stets die Zeit nehmen, zu prüfen, ob diese auch völlig gespreizt ist und keine defekte Leiter benutzen. Auf jeden Fall muß die Leiter so gestellt werden, daß sie nicht rutschen kann und evtl. von einer zweiten Person festgehalten werden.

Da wir einmal beim Reinemachen sind, so sei auch an das oft übertriebene Blankbohnern der Fußböden erinnert, auf welches so mancher Fall, so manche Verstauchung und sogar so mancher Knochenbruch zurückzuführen ist. Namentlich wo kleinere Kinder oder ältere, schwerfälligere Leute im Hause sind, sollte die Hausfrau lieber auf die spiegelnden Fußböden verzichten und sich mit dem einfachen Aufreiben bzw. Nachpolieren begnügen.

Wenn Linoleum zu naß aufgewischt wird, wird es sehr glatt, ebenso sind nasse Fliesen und Steinfußböden eine Gefahrenquelle. Man achte deshalb darauf, daß die Fußböden mit einem fest ausgewrungenen Tuche nachgetrocknet werden. Bei Frost muß man dem Aufwaschwasser für kalte Flure, Küchen, Treppen usw. einen tüchtigen Schuß Brennspiritus zusetzen, um ein Vereisen des nassen Fußbodens zu verhüten. Festgetretener Schnee auf Treppenstufen und Hausfluren gibt auch oft Anlaß zu Unfällen; es muß deshalb dafür gesorgt werden, daß Abtretematten am Hauseingang bereitliegen und daß dieselben sauber gehalten werden. Vereiste Treppenstufen und dergl. bestreut man zunächst mit Kochsalz, um das Eis aufzutauen, doch darf man nicht versäumen, die aufgetaute Fläche sogleich hinterher mit heißem Spirituswasser vollends zu reinigen, sonst ist die Gefahr des Ausgleitens verdoppelt, anstatt beseitigt.

Streng achte man auch darauf, daß auf dem Küchenfußboden usw. keine Kartoffel-, Obstschale und Ähnliches liegen bleibt. Wenn man Küchenfliesen mit heißer Seifenlauge scheuert, wie das z. B. nach der großen Wäsche oft geschieht, so darf man nicht unterlassen, mit klarem Wasser nachzuspülen, weil die Seifenlauge ebenfalls Glätte verursacht. Beim Abgießen von Kartoffeln usw. zieht sich oft die Köchin durch die heißen Dämpfe eine Verbrühung zu. Das läßt sich verhindern, wenn man praktische Topfanfasser nimmt, die fausthandschuhartig über die ganze Hand gezogen werden. Viele Unfälle durch Verbrühen sind auch darauf zurückzuführen, daß man mit heißer Flüssigkeit gefüllte Gefäße zu transportieren unternimmt, die zu schwer sind. Auf halbem Wege verläßt die Trägerin vielleicht die Kraft, und das Unglück ist geschehen. Man soll deshalb, wenn keine Hilfe zur Hand ist, lieber ein größeres Gefäß erst durch Ausschöpfen so weit leeren, daß es nicht mehr zu schwer ist. Wenn zwei Personen eine mit heißem Wasser gefüllte Wanne, einen Topf oder dergleichen tragen, dürfen sie nicht im Gleichschritt gehen, sonst gerät der Inhalt in zu heftige Schwankungen. Ferner sei immer wieder — namentlich da, wo Kinder im Hause — dringend vor der Unsitte gewarnt, mit heißem

Wasser usw. gefüllte Gefäße auf den Fußboden zu stellen oder auf dem Herd oder Tisch ohne Deckel stehen zu lassen. Zahlreiche schreckliche Unfälle entstehen regelmäßig aus dieser Gedankenlosigkeit und Nachlässigkeit.

Messer, Scheren, Nadeln spitze Gegenstände und dergl. müssen so aufbewahrt werden, daß sie dem Zugriff der Kinder entzogen sind. Das Gleiche gilt von den Flaschen und sonstigen Gefäßen, in denen leichtbrennbare oder ätzende Flüssigkeiten enthalten sind. Am meisten Unheil entsteht durch die oft geübte Fahrlässigkeit, giftige Flüssigkeiten, wie Salzsäure, Salmiakgeist u. a., die zum Reinigen im Haushalt gebraucht werden, nicht in den dafür bestimmten und durch entsprechende Aufschrift kenntlich gemachten Flaschen aufzubewahren, sondern in Wein- oder Bierflaschen. Innerliche Verbrennungen und schwere Vergiftungen sind die häufige Folge.

Die zahlreichen Brände der letzten Zeit waren oft darauf zurückzuführen, daß die Hausfrauen versuchten, eingefrorene Wasserleitungen mittels einer Lampe oder Kerze aufzutauen. Auch sonst sollte man mit offenem Licht oder Feuer vorsichtig sein. Niemals darf man z. B. Kleidungsstücke mit Benzin beim Schein eines offenen Lichtes reinigen. Wenn man Petroleumlampen, Spirituskocher usw. nachfüllt, darf dies nie bei einer offenen Flamme geschehen, und erst dann, wenn Lampe oder Kocher völlig abgekühlt sind. Flaschen und Kannen mit Brennstoff müssen stets fest verkorkt bzw. zugeschraubt sein. Die alte Unsitte, beim Feueranmachen Petroleum oder Spiritus zu verwenden, erfordert auch immer noch viele Opfer, obgleich die Technik uns so viele Erleichterungen durch praktische Feueranzünder usw. zur Verfügung stellt.

Zum Schluß sei auch noch der Gefahr gedacht, die dadurch entsteht, wenn man glühende Kohlen von einem Zimmer ins andere trägt. Wenn wir noch daran erinnert haben, daß man Kachel- und andere Öfen niemals völlig schließen sollte, ehe die Kohlen völlig durchgebrannt sind, um einer Explosionsgefahr vorzubeugen und daß man Öfen und Herde mindestens halbjährlich nachsehen und ihren Abzug prüfen lassen soll, um Vergiftungen durch Kohlenoxyd zu verhindern, so sei die Schilderung der mannigfachen Gefahren, die uns auch in unseren vertrauten vier Wänden bedrohen können, für heute beendet. **Annemarie Schlüter.**



Bunte Chronik



* **Napoleon und die Ärzte.** Allgemein wird behauptet, daß Napoleon für die ärztliche Kunst nicht viel übrig gehabt habe, und nur selten habe er dieselbe in Anspruch genommen. Dem war nun doch nicht so; denn, wie aus den Papieren eines Staatsarchivs in Paris hervorgeht, sind die Ausgaben Napoleons für Arzt und Apotheke recht erheblich gewesen. Wie aus denselben zu ersehen ist, verausgabte Napoleon für Arzt und Apotheke jährlich rund 200 000 Frank. Auch den Zahnarzt nahm Napoleon, wie aus den Rechnungen hervorgeht, in Anspruch. Es ist bekannt, daß Napoleon ein schönes Gebiß besaß, auf das er stolz war und es gut versorgte. Wie eine Rechnung vom Oktober 1808 besagt, hat er einmal sechs Dosen mit feinstem Korallenpulver für 361 Frank gekauft, das er als Zahnpulver verwandte. Es wurde von dem vornehmsten Parfümerie- und Drogenhändler geliefert. Aus demselben Geschäft bezog Napoleon auch Eau de Cologne, wovon er monatlich 60 Flaschen verbraucht haben soll.

*

* **Das Gehirn des Dichters.** Kiazim Bey ist ein türkischer Dichter. Er schreibt Gedichte. Seine Gedichte sind schlecht, sehr schlecht. Publikum und Kritik lehnen sie einstimmig ab. Trotzdem ist heute Kiazim Bey einer der meistgenannten und wenigst gelesenen Schriftsteller der modernen Türkei. Er ist auf dem besten Wege berühmt, ja unsterblich zu werden. Diesen unverhofften Ruhm trug ihm aber nicht sein nicht vorhandenes Können, sondern einzig und allein ein guter Einfall ein. Als einer der Kritiker ihm ganz unverhohlen die Meinung sagte, tat Kiazim Bey empört. Er wollte den Beweis erbringen, daß er ein talentierter Dichter sei. Bessere Gedichte konnte und wollte er nicht schreiben, also. Er ging in ein Röntgenlaboratorium und ließ von seinem Gehirn eine Röntgenphotographie herstellen. Diese Photographie sandte er dann dem besonders strengen Kritiker ein. Er schrieb ihm auch zugleich einen Brief: „Die Gelehrten haben festgestellt, daß mein Gehirn entwickelt und ziemlich schwer ist. Auch die Windungen sind in genügender Zahl vorhanden. Also, ich kann nicht untalentiert sein", schloß er seinen Brief. Dieser Fähigkeitsnachweis des Dichters hat einen großen Sturm hervorgerufen. Die türkischen Biologen traten an die Öffentlichkeit und waren redlich bemüht, zu beweisen, daß Kiazim Bey im Unrecht sei. Der eine erklärte: „Napoleons Gehirn wog nur 1400 Gramm und Napoleon war doch ein Genie. Das Gewicht des Hirns hat also mit dem Talent nichts zu tun." Und dann kam der andere Professor. In einer der Konstantinopeler Zeitungen erschien sein Artikel. Er schrieb: „Allerdings, es ist wahr. Die Windungen des Gehirns haben etwas zu bedeuten. Aber ich muß feststellen, daß das Gehirn des Esels auch viel Windungen aufweist." So tobt jetzt der Kampf weiter. Und Kiazim Bey kann froh und glücklich sein; denn sein Name ist in aller Munde.

*

* **Farben als Heilmittel.** Die Anwendung der Farbe in der Heilkunde hat nunmehr einen solchen Umfang angenommen, daß mehrere Universitäten eigene Lehrkurse für diese Heilmethoden eingelegt haben. Es hat sich als wahr erwiesen, daß bei gewissen Geistesstörungen, zum Beispiel bei schwerer Melancholie, die den Übergang zum Tiefsinn darstellt, der Aufenthalt in vollkommen grüner Umgebung einen günstigen Einfluß ausübt. Für Nervenkranke hat der Aufenthalt in der grünenden Natur nicht nur wegen der frischen Luft, sondern eben wegen des jungen Grün so belebende Auswirkungen. Es ist vielleicht nicht ganz leicht verständlich, wenn man Choleriker und Tobsüchtige in rote und oft sogar in grellrote Beleuchtung versetzt, weil jeder unwillkürlich an das rote Tuch denkt, das den Stier reizt. Trotzdem sind mit solchen „Schreckmitteln" die besten Ergebnisse erzielt, und viele Tobsuchsanfällige haben aus Angst vor der roten Überflutung sich soweit zusammengenommen, daß damit ihre Krankheit am Ausbruch verhindert wurde. Auch Gelb und Blau haben fast wundertätige Wirkungen. Vom Blau, und zwar gesättigtem Dunkelblau, verspricht sich der amerikanische Chirurg Dr. Fred Pamerlyn bei Fieberkranken und frisch Operierten eine günstige Heilwirkung, und die gelbe Farbe soll nach einem anderen bekannten amerikanischen Gelehrten bei plötzlichen Erregungen wie Eifersucht, Wut, Schmerz seelischer Art und heftigem Ärger von beruhigender Wirkung sein. Auf alle Fälle ist es erwiesen, daß die Farbenlehre auch in der Heilmittelwelt nicht mehr zu entbehren ist.

*

* **Vier zum Tode verurteilte Frauen.** In dem Gefängnis von St. Lazare in Paris befinden sich zurzeit nicht weniger als vier Frauen, die zum Tode verurteilt worden sind. Werden die Urteile wohl vollstreckt werden? In Frankreich werden zum Tode verurteilte Frauen meist zu lebenslänglicher Gefängnisstrafe begnadigt. Und nun warten die vier Frauen in St. Lazare auf die Entscheidung des Präsidenten. Wie bekant geworden, hat das Gericht für zwei der Frauen die Begnadigung empfohlen. Von den vier Frauen hat eine ein Kind getötet, indem sie ihm einen Schwamm in den Mund steckte, die zweite hat ihren Schwiegersohn ermordet, die dritte ihren Mann durch Gas vergiftet und die vierte ein Kind im Wäldchen von Boulogne erwürgt.

*

* **Die vollkommenste Blondine wird gesucht.** In Schweden hat man Sorgen. Trotz der fürchterlichen Kälte, die auch dort zu einer wahren Landplage geworden ist, beschäftigte man sich mit Schönheitsfragen. Man weiß in Schweden, daß vor kurzem die schönste und vollkommenste Blondine in Österreich gewählt worden ist. Schweden ist aber mit Recht auf seine blonden Frauen stolz. Nicht umsonst ist die noch vor kurzem als Bureauangestellte ihr Leben fristende Greta Garbo eine Weltberühmtheit geworden. Eine schwedische Zeitung schlägt vor, eine Schönheitskonkurrenz, die den Zweck haben soll, die vollkommenste Blondine Schwedens herauszufinden, zu veranstalten. Dann soll eine Jury, in der Schweden, Österreicher und neutrale Richter vertreten sein werden, entscheiden, welches Land, Schweden oder Österreich, die Ehre hat, die vollkommenste Blondine zu besitzen.

*

* **Frösche, die Vögel fressen.** Im Süden Südamerikas findet man an den Gewässern häufig den etwa zwanzig Zentimeter langen Horn- oder Zipfelfrosch, der besonders dadurch auffällt, daß an beiden Augen das obere Lid in eine hornartige, nach oben stehende Spitze ausläuft, so daß es aussieht, als ob der Frosch zwei kleine Hörnchen trüge. Die Hornfrösche die nur bei Nacht auf Nahrungssuche ausgehen und sich den Tag über in Erdlöchern aufhalten, besitzen auch einen sehr großen Rachen, was sie in den Stand setzt, selbst verhältnismäßig große Tiere zu überwältigen. Es kommt daher oft vor, daß es ihnen gelingt, Vögel zu überfallen, die für sie eine besonders geschätzte Nahrung sind.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.